Die Religion des Kindes

Karl Röttger


VET TES TAM EN
NOV TAM TVM
Dei
Sub Numine
Viget



Karl Röttger / Die Religion des Kindes



Karl Röttger

Die Religion des Kindes

1 · 9 · 1 · 8
Georg Müller Verlag München

Als hätt' ich dies für irgendwen geschrieben,
Klingt's mir nun fast. Für wen? Für wen?
Als hätten meinem Herzen ein Paar Augen zugesehn,
Ein Ohr mir zugehört — nun muß ich lieben
Die Augen und das Herz, das zugehört. — —
Ein Angesicht hat in dies Buch gesehn,
Das aus mir wuchs; nun muß ich lauschend stehn:
Wer war es? Wer?
Du hast mein Herz betört —
Ich sah dich wann — ich hab an dich gedacht,
Als ich die Worte hob aus Blutes Nacht.

— — — — — — — — — — — — —

Ich sprach aus Einsamkeit hier. Das klingt schwer.

— — — — — — — — — — — — —

Du Seele, Kind, das dennoch nah war — — wer?
Mich dünkt, mein Herz liebt dich und deine Seele sehr. —

Wer bist du, Gott? Wer bist du, Kind?
Ein schweigender Baum in großer Ebene, im gestaltlosen Wind, —

Ein Schein, der aus der Nacht auftaucht und zu
glühn beginnt,
Ein Blick aus Schächten – weit – der viel sinnt –
viel sinnt.

Einleitung

Mehr nicht: nur eines Kindes Hand in meiner Hand,
Und eines Kindes Mund, die Dinge sagend,
Und eines Kindes großer Blick ins freie Land
Bis an den Himmel; –
eines Kindes Seele
Und Herz, das Unbewußte tragend,
Aus dem es kam – wie fernher Worte sagend
Aus Tiefe und aus Grund. – In meiner Hand
Des Kindes Hand ... Da war der Kreis geschlossen.

So lief das Blut, so kam der Traum geflossen – –
Und strömte hin zu Dingen, Weiten, und
Fand heim zu Grund ...

So aber sprach des Kindes Mund: Ich fand
Mich her und wußt es nicht – und kann nur suchen ...
Nun hältst du meine Hand in deiner Hand.

Ich nickte und ich sprach: Ich höre zu.
Du bist es nicht, das redet – aus dir spricht

Die dunkle Tiefe in des Tages Licht;
Ich höre leise zu, so rede du. —

So aber sprach die Tiefe, als sich noch
Der Traum verweilte zwischen Herz und Dingen:
Heb mich herauf, daß ich dennoch und doch
Mag das Geheime in die Klarheit bringen.

Ich sprach: So rede, Grund. Da sprach das Kind —
Wie her aus Tiefe, Weite — all sein Sein
In treuen Worten, die mir fremd geworden sind . . .

Daß mich's erschrak, wie alles wunderbar
Gefügt sei: eins dem andern — und: allein.
Doch ganz allein. Und daß die Liebe nur
Dies alles wisse, alles überwinde
Und die Spur
Des Rechten finde. — —
Und neigte mich dem still erstaunten Kinde
Zum Kusse auf das blonde weiche Haar.

I.

Das Gewaltigste aber ist die Einsamkeit. – Des Menschen Einsamkeit, und aller toten Dinge Einsamkeit. Gottes Einsamkeit, und des Kindes Einsamkeit. – Ich meine aber diesmal nicht so sehr die Tragik der Einsamkeit als ihr Schöpferisches.

Denn nur die Einsamkeit tut, und nur in der Einsamkeit geschieht. Alles andere ist Irrtum und Verkennen. Oder ich will sagen: wo etwas geschieht, ist Einsamkeit. Denn es ist alles Geschehn nur Nebeneinander von vielfältigstem Leben und ein Wachsen von vielfältigstem Leben nebeneinander. Da muß jeder das Seine tun, sich vollbringen und untergehn. Und das alles in Einsamkeit. Was dazwischen ist, Traum und Ahnung, – ist Tasten hinüber – wohl ein Glück und ein Fühlen von Gemeinsamem. Ein Stillstand von Augenblick zu Augenblick, wie uns der Atem steht, so kurz, als wir nur denken und fühlen können (– nicht mehr –) und schon sind wir wieder – bei uns. Das sind die ganz kurzen Momente, da die rastlose Arbeit unserer Seele aussetzt,

die Momente der Besinnung und des sinnenden Sehnens. Alles andere ist Wachsen und Sein, und das ist einsam. Die Einsamkeit ist Wurzel in uns, die saugt, und wir wachsen und sind. Das ist alles unterirdisches Geschehn. Man sollte nicht daran rühren wollen. Es führt zu nichts. Es ist heilig. Alles, was Gott einsam sein ließ, ist heilig. Er selbst und unser Unterstes und das Kind. Nicht zu vergessen die toten Dinge und das Aufwachen der Seelchen im Frühling.

Die Gartenseelchen im Frühling — — in den nackten Beeten, unter der geharkten Erde — ganz bei sich und träumend. Ganz in süßtrauriger Einsamkeit. Und niemand, der helfen könnte. Niemand, — so nah die Erde auch ist und so eng sie anliegt. So nah des Gärtners Hand auch ist und der beginnende Regen und der blasse Frühlingshimmel — — sie sind ganz einsam. Es hilft nichts, sie müssen das Ihre allein tun. Ihr Wachsen; saugen, sich heben, quellen, auftreiben. Und — — ja, es ist ja gut so alles und keine Hilfe not solchem leisen und heiligen Geschehn. Ist ja alles in Hut — eben weil alles so namenlos einsam ist, weil niemand da ist, der da heran reichen könnte. Ist alles ja in Hut und alles in

der Bahn. – So tief reicht niemandes Hand, und wenn sie die feinste und zarteste und mildeste und reinste und kleinste wär – so tief reicht keine, daß sie rühren könnte an das Geschehn. Daß sie auch daran rühren dürfte. So fein und leicht und beweglich ist keines Menschen Denken, daß es an das Innerlichste des andern, des Menschen oder Tiers oder Dinges rührte, in das andre dächte oder vermöchte zu denken. – – Es ist eine Einsamkeit in allem, was ist, die ist von Anbeginn, und ist unausschöpfbar und unantastbar, und unverwundbar und unzerstörbar.

So im Kind als dem Menschen, der noch am intensivsten wächst, als dem Menschen, am meisten noch den Gartenseelchen vergleichbar, den quellenden. Dem Menschen, der nicht Zeit zu Traum und Besinnung und zum Bewußtwerden und Weisewerden hat. Noch nicht. Sondern der nur wächst, und dessen Besinnung und Leiden und Schauen und Staunen noch Wachsen ist.

Wenn ein Kind weint, das ist absolute Einsamkeit, das hat nie noch einer vom Weltanfang an bis hierher verstanden. Wenn ein Kind errötet vor Scham oder Freude, das ist absolute Einsamkeit, und das

Geheimnis wird niemand lösen. Dies sind Erkenntnisse, die man hat oder nicht hat. Nichts läßt sich geben. Es ist alles von Anbeginn. Nur, wenn einem die Augen aufgehn, soll er nicht sagen, er habe etwas „gelernt“. Es hat sich nur eine Einsamkeit mehr in ihm aufgetan. Wer will lernen? hat doch ein jeder seine unausschöpfbare Tiefe in sich selber. Wir sind wahrlich nicht gekommen, euch zu lehren, wir sagen nur unsere Einsamkeit. Mehr kann niemand tun. Mehr ist nicht not. Mehr ist nicht gut. Mehr wäre schamlos.

Das wäre Jugend und nicht völliges Sichwissen: Angst haben wollen in solchem Chaos; und —: Seelen retten wollen. Um der „Seligkeit“ oder um eines geschehenden Unrechts willen retten wollen. — Es geschieht ja doch alles, was muß und was ein jeder kann, vielleicht zu viel; vielleicht zu viel über die Grenze, dahin niemand tasten soll.

Denn: ist ein Kind weniger einsam, seit Pädagogen sind — als vorher? Seit Schulen sind, und es „lernt“! ? Ist ein Kind, das geschlagen wird, weniger einsam, als eins, dem das nicht geschieht? Ist nicht seine Einsamkeit unverletzlich und unzerstörbar? Ist nicht alles in Hut? Und ist nicht ein Kind, das seine

Jugend in lauter Schmerzen erlebt und lebt, ein Kind nur, das in Schmerzen wächst. Aber doch ein wachsendes? Und also eins in Einsamkeit . . O es ist ganz bei sich und tut das Seine und wird. Man weiß vielleicht nur seine Schmerzen, aber des Glückes der Welt ist es darum nicht minder teilhaftig. — Vielleicht mehr, weil so sehr in Schmerzen. Wenn uns seine Tränen brennen, was ist das? Die große allgemeine Not des Menschen, das Aufreißen einer Kluft, die Erkenntnis einer letzten Roheit, eines letzten Barbarentums, die Erkenntnis eines blutenden Herzens. Täusche sich niemand, es ist nicht mehr. Glaube niemand, er habe ein Kind verstanden, wenn ihn seine Tränen brennen. Alles ist nur Erkenntnis von Tatsächlichem. Nun wohl, wer sehen kann, sieht: weiter kommt er nicht. Jenseits ist das Kind doch bei sich. Auch wo man ihm die Hand gibt und mit ganz scheuer und milder und leiser Stimme bittet: laß mich neben dir sein. Man tat dir weh, ich will darauf blasen, daß es nicht mehr weh tut.

Aber ein Hineinkommen ist das nicht. Ich habe es ganz tief erkannt. Ich ging Hertha nach, als sie aus der Tür gegangen war, blaß und mit erschrecktem Blick; als sie dumpf, dunkel ein Unverstanden-

sein gefühlt hatte, in einem Scheltwort. Ging ihr nach und sagte nichts, gar nichts, als ich die Heißweinende in der Kammer fand, am dunklen Fenster stehend, und legte nur still meine Hand auf sie und dann langsam mein Gesicht neben ihrs. Weiter nichts. Ich bin so froh, daß sie's duldete — und dann lange nachher war alles gut. — Aber da, in dem dunklen Abend, da waren wir zwei doch nur nebeneinander wie zwei dunkle Brunnen nebeneinander. Mehr nicht. Oder wie zwei Bäume im späten Abend nebeneinanderstehn in der Landschaft oder im Garten oder im Wald. Mehr nicht. Glaubt nicht an Gemeinsamkeit. Es ist nicht gut. Ihr seid immer bei euch. Eure Kraft ist es, die ganz einsam ist. Euer Gewaltiges und Gewaltigstes, euer Schöpfertum. All das, was euer ist von Anbeginn, all das, was euch zugeteilt ist. All das, was euch zufloß, vordem ihr wart.

Wohl! Alles Schaffende ist einsam, und unser Beieinandersein ein Beieinandersein in Einsamkeit, auf daß wir sie vergessen. Eine Einsamkeit, die sich weitet und sich wandelt und die einbegreift, eine wachsende Einsamkeit und dadurch sich überwindende. — Wir sind schon so vielfältig allein, — wie nun erst in Liebe und in vieler Liebe. — Wir sind

keine Algen mehr und Einzellentierchen. Sondern wir sind Tausende. Und haben in ganz stillen Stunden um uns gefühlt (— so wie Gartenseelchen, quellend im Frühling — —): Gott, oder dunkles Land; oder Nacht und Sterne. Wir sind nie allein. Nie auf fremder Wanderung. Sondern immer zu Haus. — Wir. — Ob auch das Kind? So ist nicht zu fragen, denn es ist etwas für sich. — Denn man muß wissen: ich rede wahrhaftig vom Kind, nicht von „Schule und Haus" und von den kleinen Menschlein, die dazwischen herumlaufen. — Ich will mich nicht begnügen mit einmal Gesagtem. Ich will und suche zu erkennen. Und da ich weiß die ungeheure Einsamkeit alles Seins, — suche ich zu begreifen die Einsamkeit des Kindes. Auch sein Geborgensein, auch sein In-Hut-sein und sein Teilhaben alles — Ausgleichs. — — Seine Transzendentalität. Sein Entrücktsein. Seine Träume. — Denn alles Diesseitige wird uns offenbar sein, wo uns ein Kind nahe tritt. Oder, es gibt kein Diesseitiges, und es ist alles transzendental. Alles Drüben. Alles nie bei uns. Und immer nur so, wie Schiffe auf See beieinander vorbeifahren. Nicht anders; immer nur vorbei. Immer nur Auftauchen am Horizont, nahe sein, und weg.

Und der Lehrer, der in der Klasse steht und dies nicht weiß, und der Vater, der dies nicht weiß, und die Mutter, die in nachdenksamen Stunden dies nicht erkennt – ja, was soll mit ihnen? – man kann nicht sagen: schlagt sie tot. Denn sie wissen's wirklich nicht. Ach, man kann nur sagen: es ist noch viel Dunkel in der Welt. Viel Rauheit, viel Fremdheit. Viel Stumpfheit und Barbarentum. – – Alles, was geschehen kann in einem langen, unsäglich langen Sein und Werden – ist: ein wenig, ein ganz klein wenig loseres und glatteres Leben von Mensch zu Mensch. Nur ein ganz klein wenig Weh und Leiden weniger.

Daß Einsamsein und Weh bleiben, das ist Beschluß von Anbeginn. Nur daß wir ein ganz klein wenig deutlicher *sehen* lernen. Im Lauf langer Jahre. Daß wir immer etwas feiner tasten. Denn übers Tasten sind wir noch lange nicht hinausgekommen. Sind noch lange nicht beim „*Bewußtsein*", sind noch für sehr lange beim Ahnen, beim Glauben und Hoffen.

Ob bei der Liebe, das weiß ich nicht. Jedenfalls ewig in der Einsamkeit.

Nur daß ich damit diesmal nicht das Tragische meine, sondern das Schöpferische.

II.

Hier ist also der Anfang, der mit allem Ende gleich ist; denn auch alles Ende ist einsam und ganz bei sich. Und die Einsamkeit dazwischen nennen wir die „Gemeinsamkeit des Lebens". Das aber ist wie ein Tulpenbeet im Garten, oder wie ein Boskett an der Mauer entlang, oder wie ein Park oder wie ein Wald . . . O, wie im Maiwind leise rauscht das Dunkle hin und her, die Schatten und die Sehnsucht. . . . Und doch ein Licht darüberhin; die Dinge können leuchten, die Blumen können glänzen; und sie scheinen sich an, nicht bloß uns, denn sie sind alle getaucht in das Namenlose, davon Licht und Luft nur unvollkommene Namen sind. Und das aus ihnen ebenso leuchtet und atmet, wie es um sie ist. Denn sie sind wirklich und wahrhaftig nichts anderes als die ganze Welt. –

Aber die Menschen beieinander wie Bäume wandelnd, und Kinder wie kleine Bäume und Stauden wandelnd, leben ihnen ähnlich, und sind wie sie getaucht in das Namenlose, und doch einsam und aus ihren Augen scheinend und sehnend zum andern trachtend.

Das Auge!

Ich kann voll Glück oder Trauer oder Angst in mein Auge im Spiegel sehn, oder in das Auge meines Weibes voll Glück oder Angst sehn oder in das Auge eines Kindes – denn was sich aufgetan hat, das ist die Tiefe. – Die ich bei den Gartenseelchen ahnte, aber nun sehe. So also sieht das Ahnen und die Sehnsucht aus, wie das Auge schaut. So also sieht das Glück aus, – wie das Auge schaut. Da liegt der Abgrund offen. Und wir stehen nun davor und schwindeln. So lange hat sich die Pflanze gesehnt, und die Seele aller toten Dinge gesehnt, eins zum andern, und doch immer im Wachsen ganz bei sich, – bis das Lid sich abhob, das alles Verborgene deckte, und das Wachsen: – schaute. So denke ich mir, daß in der Pflanze der Saft steigt und die Sehnsucht steigt, und daß die Ahnung oben das Helle fühlt und drängt und drängt, auf, auf – bis oben ans Licht . . . Aber die Sonne sieht sie nicht. Das letzte Lid hebt sich nicht ab. –

Bis nun in unserm Auge es sich abhob. Und wir oft glücklich, oft bedrückt sehen ins Auge: unser selbst oder eines Fremden oder eines Lieben.

Es ist aber alle Angst vergeblich. Denn warum sollten wir Angst haben vor dem Lid, das sich hob, und vor der Tiefe, die nun offen liegt? Haben doch auch die Gartenseelchen keine Angst im Frühling, da sie wachsen und auftreiben. — Oder wir wissen von keiner Angst. Vielleicht gehört auch die Angst zum Leben. Das aber wissen wir: wo man sich zurecht fand, hat man nun keine Angst mehr. Dafür wissen wir ja nun. Und wenn wir die Tiefe des Auges wissen, haben wir sie vielleicht überwunden.

Was aber heißt Überwindung? Heißt es nicht: zu Ende gelebt haben? So ist denn alles, was wir lernen und wissen und überwinden können, nur eine Beendigung des Anfangs, zu dem wir kamen, ohne daß wir's wußten, ohne daß wir dazu konnten. Und sind so eingeschlossen in den großen Ring, denn wir kehren alle zu uns selbst zurück, und wir sind auf aller Bahn unseres Seins gleich, wie doch der Ring nur ein fließendes Metall ist, das sich in sich rundet und einläuft. So sind wir fließend und werdend. Und beides in einem: schauend und wachsend. Seiend und tuend. Beieinander und — allein. Sehnend — und glücklich im vollendeten Traum.

Beides ist das Auge: Sehnen und vollendeter Traum. Beides ist das Auge: bauendes Tun und begnadetes S e i n.

So sind wir immer am Anfang und immer am Ziel. Ist das mehr Schmerz oder mehr Glück? So darf ich nicht fragen. Sondern muß dennoch zu unterscheiden suchen: Anfang und Ende!

Das also wäre Forschen. – Und wäre Forschen also –: ein Stück Weg, oder das Innewerden eines Stückes Weg. Oder die Besinnung darüber, daß Schritte geschehen, daß eine Bewegung i s t, trotz aller Stille und alles Tods, darin wir gebettet liegen mit unserer Welt des Geschehens.

Das Auge ist das alles: als Symbol des Aufgetanen in „die Welt". (Und selbst noch der Blinde sieht.) Das Symbol der aufgetanen Seele. Die nun tasten kann hinüber und herauf an sich und herunter an sich, bis in die Wurzeln . . .

Wohl, alles Wachsen geschieht in Einsamkeit; aber wir sind alle nebeneinandergepflanzt. Wir sind eng gepflanzt oder weit gepflanzt – wie die Bäume im

Wald oder die Büsche im Garten. Und wie draußen die Pflanzen — wachsen wir so oder so. Mehr in die Höhe oder in die Breite — mehr von der dunklen Mauerwand nach dem Licht zu — oder über die niedrige Mauer hinweg in die freie Luft. So oder so. Und ist das Bei-uns-sein der andern nicht mehr als leises Drängen nach der oder der Seite — ein mehr oder minder Raumgeben oder Freiheitlassen. Und doch Gemeinsamkeit. Und doch von Hauch zu Hauch ein vollendeter Traum.

Und das Ohr ist nicht anders. Man kann es ein anderes Auge nennen. Das Auge kann atemlos horchen, kann entrückt lauschen, und das Ohr kann sehr scharfsichtig sein. Das Ohr sieht die Tiefen aufgetan einer ungewordenen und gestaltlosen Welt, das Auge hört aus der gestalteten und gewordenen Welt die Stimme des großen, stillen Todes. — Irgendwo haben beide ihre Wurzeln in einer Knospe. Auge und Ohr sind der Abgrund, darin stürzt alle Höhe und Tiefe und aller Welt Fülle.

Auge und Ohr sind der Abgrund, daraus steigt alles Anfangs, alles Tatanfangs, alles Traumanfangs, alles Erkenntnisanfangs Leben und Macht. —

Aller Blicke Macht, aller Stimmen Macht, alles Schweigens Macht. Alle Macht aller Hände, die tun; aller Füße, die gehn.

III.

Wenn ich sage, ich meine das Schöpferische der Einsamkeit, so bedeutet das: ich meine das Tatsächliche! Wenn einer sagt, er meine das Tragische der Einsamkeit, so bedeutet das eine Tatsächlichkeit auf anderer Ebene, eine Wertung. — Ich will aber das Leben nicht in Tatsächlichkeiten und Bewertungen zerfetzen — dazu ist es mir zu groß und gewaltig und lastend, und zu identisch — ich vermag das nicht. Denn ich sehe alles Tatsächliche schon sein Geistiges wirken, sehe alle Geistigkeit in allem Tatsächlichen schon immanent, und lasse gern im Dunkel, was im Dunkel ist. Also daß ich meine, was unten wirke, könne nicht im Licht besehen werden, wie ein Museumsstück, das man ausgrub; meine, daß das, was unten wirkt, als unterstes Wirken eben ganz erlebt werden muß, oder erlebt werden kann; und daß das seine Erforschung sei. Also: daß ich keine Wertung als Bewertung zu leisten vermag, ganz grob als Dogma, als Zensurenerteilung an das Geschehen und Sein. Darum bleibt doch, was ist,



darum doch auch bleibt die Tragik. Nicht als Abgesondertes, als Essenz, nicht dürrer Wuchs auf der „höheren" Ebene, nicht in sich unfruchtbare geistige Tatsächlichkeit – sondern der Wind, der hindurchweht durch großes und kleines Geschehen, jene tiefere Geistigkeit, die in allem Leben gegeben ist, und deren Bewußtwerden gleich ist dem Aufblühn, gleich ist dem Bewußtwerden des Glücks oder des vollendeten Traums. Mehr nicht.

Und wenn ich dies sage – auch das ist nur eine Tatsächlichkeit, und ein Bewußtwerden und ein Ergebnis dunkelsten Lebens.

Denn: – ist die Welt aus uns, wie sollten wir uns da jemals entrinnen können, wie wird uns da die Tiefe jemals lassen? Sie wird uns immer wieder hinabzwingen, daß wir immer wieder erfahren die Geschlossenheit und Identität alles Seins und Geschehens. Daß alles zu Grund beschlossen liegt, daß in der schöpferischen Einsamkeit alles gegeben ist: der Fluß des Wachsens ins Licht, ins Bewußtsein (wo wir doch noch nicht sind, denn wir sind erst beim Glauben und Hoffen), die Tat und die Atemlosigkeit eines Traums – und die hindurchwehende

Schwermut und das Leuchten des Maimorgens — sei es in deinem oder in meinem Auge oder auf der weißgetünchten Giebelwand am Haus mir gegenüber.

Dies werden wir wissen, wenn uns bewußt wird, daß kein Ziel ist, sondern ein ewiger Anfang.

Wenn uns bewußt wird, daß Geburt immer gleichbedeutend ist dem Sterben von etwas. Wenn uns bewußt wird, daß der Tod nur ist: „die zuckende zaudernde Mitte zwischen dem Schritt und dem Schritte, zwischen Gesang und Gesang . . ." Und selbst — wenn Gott stirbt, kann man sagen, daß er nun erst geboren wird oder wiedergeboren wird. Und die erste Vorbereitung für den Frühling ist der Herbst . . . Dies meine ich aber nicht als Schematisierung oder als Symbolisierung, als Heraushebung eines Falles, sondern suche die Kurve eines immer wiederkehrenden Geschehns, soweit ich sehe, in der großen Vielfältigkeit zu bezeichnen, im Chaos der Erscheinungen Leibes und der Seele um uns. Eben weil ich nur Chaos sehe, ist mir so wohl, als es zum Leben mir nötig ist. Nur darum bin ich getragen, schwimmend, fliegend. Nirgend zu Haus,

und doch da und dort seiend und bleibend und wieder gehend. Andernfalls wär ich bürgerlich und hätte ein Haus und einen Bürgergarten und meine kleine Welt. — Wie so viele und so viele Glückliche. Wie so viele, die an ihr Glück glauben, und denen doch an ihren Abenden, in den Winkeln ihrer engen Gärten, ein Glimmen in die Augen kommt. —

Nun aber ist das Chaos da, darin kann nur leben, wer glaubt, wer von Anfang weiß, wer nicht widerstrebt, wer sein Ohr an die Haut der Erde und an die blaue Weltwand legt und da hört den breiten Atemzug der Tiefe.

Alles ist im Leben. — Einmal so vieles vorhanden und nur wartend auf unsere Augen, Ohren und Herzen. Und wiederum andermal wachsend, erscheinend in diesem Augenblick. In diesem Augenblick. Immer geschieht etwas in diesem Augenblick. Es ist kein Moment in Zeit und Raum, der nichts bringt, heraufbringt und gebiert. Kein Moment, in dem nicht etwas, das schon da ist und ungesehn sich lebt, gesehen werden könnte. Darin liegt alle Erfüllung. Ich fühle deutlich, wie hier alle Welt anfängt sich zu verweben, — wie es noch genügt, zu hoffen und

zu glauben . . . Ich fühle nur, wie etwas werden will: eine große Kette. Nicht Kette, Gewinde, und mehr noch, ein organisches Gewinde, mehr noch, tausende Gewinde, organische, durcheinander, ein großes Hand in Hand, Auge zu Auge.

So auch alles Geistige im Leben. Alles körperlich und vital, nicht zu lösen von Auge und Hand und Mund und Herz und Wolke und Frühling und Winter. Nicht zu trennen vom Erbe und vom Grund, der uns trägt. Nichts in aller Geistigkeit ohne Kraft, die im Wind weht, im Licht ist, im Schatten, in der Kühle, in der Sternenbahn, im Meer. Wir heben's nur heraus. Wir sind ja alles dessen ursprünglich teilhaftig. Wir sind Schöpfer, soweit wir wachsen, nicht soweit wir etwas machen oder tun. Wir sind Schöpfer, soweit wir nicht widerstreben und mit uns tun lassen. Soweit wir aufblühn. Soweit wir erkennen und nun wissen, soweit wir erfahren und nun sicher haben, was wir vorher schon hatten, aber dunkel und darum oft nicht. — Und alles erst nur für uns und nicht dem andern. Wir sind Schöpfer, soweit wir ganz einsam sind. Denn wie wär ich Schöpfer, wenn ich's nicht wär, da ich doch nur

Schöpfer bin, wenn ich schaffe, was ganz mein ist und niemandes sonst.

Ist nun noch nötig, von Gott zu reden oder davon, ob er zum Leben gehört oder nicht? Es ist nicht nötig. Wer versteht die Frage noch, ob er ist oder nicht ist — da wir leben?! Und da das Leben alles enthält, was wir nötig haben. Und da, wenn wir nicht alles haben, was wir nötig haben, dies doch nicht besagt, daß wir's nicht haben könnten. Aber ich glaube auch das nicht in Wirklichkeit. Ich glaube, daß immer alles dessen teilhaftig ist, was sein ist. In Fülle oder Armut, im Glück oder im Leid. So oder so. Es ist immer und überall die Möglichkeit, alles zu haben. Das Größte und Feinste, das Weiseste und Tiefste. Das Glück und das Unglück. Ist elementar der Glaube — und er ist elementar — so ist alles gut. Der Glaube des Menschen, daß ihm nichts vorenthalten sei, dessen er benötige. Sei es seine Seele oder Gott oder die Nacht oder der Morgen, ein Lied oder ein Trost. Sei es Schlaf oder Traum.

So reden wir nicht von Gott, da wir ihn nicht beweisen oder leugnen wollen. Denn wir leben ja.

Und Namen verwehen im Wind. Wenn ich ihn nennte, so wär's, um ein Lied zu singen, oder um in den Abend zu gehn oder im Tagewerk einen Augenblick sich seines Tagewerks inne zu werden. Mehr nicht. Gott ist oder ist nicht, wie jeder will. Wir leben und sind. Und im Leben und Sein ist alles. Unser Leben und Sein genügt uns, um zu sterben und aufzuerstehn. In jedem Augenblick. Gestern, heute und morgen. Es genügt, unsere Bahn zu gehn immer weiter. Zu begreifen uns und das Wunder der Umwelt, und hin und her von uns zu andern zu hauchen unsere Sprache, unser Lied, unsere Seele, und zu glauben, daß man uns versteht. — Und es genügt dazu, daß wir wissen in reifen Stunden oder Sekunden, daß wir dennoch je und je einsam sind. — Wenn uns der kühle Hauch der Schwermut anweht, die Tragik — und das ist denn auch Leben und nicht Bewertung.



IV.

So wie in eines Sterbenden Blick die Welt mit einem Male gegenstandslos und bedeutungslos wird — und er schnell dahin geht, wo vielleicht ein Vergessenes, Wesentlichstes von ihm immer war (vielleicht, ohne daß er's wußte —).

Oder wie einem aus dem Leben Aufwachenden und um sich und in sich Schauenden alles verworren und anders wird, und er mit einem Male seine gähnende Einsamkeit in sich findet und nun sein Leben lang damit zu tun hat, die zu erfahren und zu erforschen und seine Welt neu zu bauen und alles neu zu benennen, da er doch nun mit allem, was er hatte, hilflos ist —:

So ist es. —

Denn das ist immer wieder: — Namen sind abgebraucht und abgetan ... Man fängt dann an, von etwas zu reden, ohne seinen Namen zu nennen. Und das ist wahrer und schöner als alles andere.

Hier ist der Beginn alles Schöpferischen, aller Kunst, aller Tiefe. — Man fängt an, von etwas zu reden, dessen Namen jeder weiß. Aber die Namen löschen uns aus, und wir reden davon so umständlich und vielfältig und so in Fülle, wie die Natur redet; die Vielfältigkeit des Lebens rinnt, strömt in unsere Worte, und wir sagen nicht „Gott" mehr, sondern erzählen Wind und Wolke und Ebene und Sturm und Frühling; wir sagen nicht „Seele" mehr, sondern reden vom Licht und Dunkel und von den Geheimnissen der Frühlingsgärten und Kindertränen.

Ich will auch von der Religion nicht reden. Denn ich weiß wahrhaftig nicht mehr, was das ist.

Daß ich nicht ändern kann, daß Buchstaben vor euren Augen sind und Worte, das ist mein Schmerz. Ich schriebe lieber mit Geschehnissen, wie das Leben sie jeden Tag hat, schriebe lieber mit Häusern und Gärten, mit Menschen auf der Straße, Kindern in der Schule und auf Plätzen und in den Häusern und Höfen bei ihren Spielen und bei ihrer Not, bei ihrem kleinen Glück und in ihrer Einsamkeit.

Ich redete lieber keine Geistigkeit, sondern das Leben. Ich machte lieber alles namenlos, um es so

klar zu sagen wie es ist: in der Tatsächlichkeit. Nun aber hat alles Namen, und da ist es verdunkelt und in den Hintergründen ... vorn aber, vor den Augen, funkeln und gleißen die Namen und saugen Hirn und Herz, Auge und Ohr, daß nichts mehr bleibt für das Leben. Das hinter den Worten erst beginnt.

— — — — — — — — — — — — —

Wir können die Religion nicht nennen und wissen, aber wir können ins Leben gehn und ins Leben schauen, und können uns betätigen im Leben, und können — träumen vom Leben. Träumen vom Menschen. Träumen vom Kinde.

Und dies ist mein Traum vom Kinde:

Weit, tief im Norden oder im Süden an den Polen, sind die Felder Schnees, dahin noch keines Menschen Fuß ging und vielleicht nie eines Menschen Fuß kommen wird. Aber jetzt, in diesem Augenblick, bin ich da und setze meinen Fuß auf die einsamen Felder, dahin nie eines Menschen Fuß kommen wird, und zeige euch diese Felder und ihre weiße Einsamkeit und sage: so ist des Menschen, des Kindes Einsamkeit. Denkt euch dort nun weg von dieser

Einsamkeit, ganz weg, daß nichts dort ist, als was dort war, der Schnee und die Mitternachtssonne und ein Eisvogel vor der Sonne stehend — das ist Einsamkeit. So ist das Kind. Und jetzt, wo ich in diese Einsamkeit eingedrungen bin, ist sie doch noch ebenso.

So ist das Kind.

Ihr könnt es euch auch anders denken: der Ozean, der noch unentdeckt war, in seiner Einsamkeit. — Sommers die Sonne darauf und die Delphine in der Sonne spielend und auftauchend und in der Tiefe untertauchend; dann kamen die ersten Schiffer und heute fahren täglich welche vorüber. Ist darum die Einsamkeit nicht? Sie fahren doch alle nur vorüber. Und wenn sie stündlich vorüberführen, einer hinter dem andern — es wär nicht anders. Und die Straße da unten vor meinem Fenster . . . Wenn alle Großstädter hinweg sind, ausgerottet von einer Urkraft oder weggelaufen vor ihrem eigenen Wahnsinn — die Straße wird nicht einsamer liegen, wenn das Gras wächst zwischen den Steinen und über die Schienen — als heute, da ein Wagen hinter dem andern fährt;



denn daß ein Wagen hinter dem andern fährt, das ist Vorüberfahren, das hat nichts zu tun mit der Einsamkeit der lauten Straße hier unter meinem Fenster. — Und mein Zimmer, es ist ebenso. Ob ich allein darin bin oder viele Menschen oder niemand. Die Dinge in ihrer heiligen Einsamkeit stehn und stehn . . .

So ist das Kind.

Aber es gibt Legenden vom Kind. Aberglauben, wie von Hexen und Heiden und Teufeln. Genau so. Sprüche und Wahrsagereien, Besprechungen und Wunderheilungen. Weiber und Geheimpriester haben Kräuter und Tränke bei der Hand — und die ganz Klugen suchen den Teufel — nicht in sich, sondern im andern, am meisten im Kind.

Legenden und Aberglauben wie einst, und Hexenhammer mit allen Mitteln und Anweisungen der Inquisition — gegen das Kind. —

Legenden und Aberglauben: ein Schwalm und Gewölk und Dunst und Stank von Worten. —

Der Mensch das Maß der Dinge? O nein! Wie

käme er dazu?! „Was ist, das ist, *auf daß es sei*, nicht mehr.“ Auch ein Kind. Und keinesfalls das Kind, um in seines Vaters oder sonstwessen „Fußstapfen zu treten“. Sondern um zu sein, zu erreichen, — nicht uns, sondern *sich*. Keine frühere Stufe von uns, den „Erwachsenen“, sondern von — dem Namenlosen, das erst noch niemand kennt, auch das Kind selbst nicht.



V.

Das Kind also der Anfang eines Weges – nicht zu uns – – so ist es ja d o ch niemals gewesen; selbst die Fiktion, d a ß es so gewesen sei, ist nicht mehr haltbar. Sondern das Kind der Anfang eines Weges, den niemand weiß. So wenig wie wir Schicksal, Lebenslauf und Ende eines aufwachenden Gartenseelchens vorher wissen. Bleiben wir darum bei der vielleicht möglichen Erkenntnis von Tatsächlichem und stellen keine Ansprüche. Denn das Kind i st doch, es gibt doch diese Menschen, die man „Kinder" nennt. Aber vielleicht ist not, auch dieses Wort „Kind" wegzutun, und wieder, um in größeren Zügen zu schreiben, mit Abenden und Morgen zu schreiben, mit Taten und Träumen zu schreiben, um den großen, vielfältigen und noch dunklen Lebensinhalt zu beschreiben, um den das Wörtchen „Kind" geworfen wurde wie ein zu enges und schlecht sitzendes Kleid.

Zweierlei ist: das Leben in Worten und mit Worten – und das Leben dahinter. Decken tut sich's nie.

Die Gemeinsamkeit in Worten ist das Mißverständlichste. Tiefer geht die Gemeinsamkeit in Blicken und im Hören. Die Gemeinsamkeit im Geschwiegenen und Verschwiegenen ist das Wahrste und Wirklichste, wenn sie auch nicht identisch ist mit der Einsamkeit.

Ansprüche stellen, ist zwecklos. Denn es kann nur in Worten geschehen, und das Leben dahinter decken sie nie. Das wahrhaft wachsende Leben weiß davon nichts.

Darum: wir müssen an das wahrhaft wachsende und stillste Leben kommen, sollen wir überhaupt weiterkommen. Forschen. Aber auch wiederum nur so, daß dies Forschen ist: ein Wachsen von uns, eine Stille und eine Erkenntnis und eine Ahnung, vielleicht der Beginn eines Bewußtwerdens.

Ach, und doch, es ist ein mühseliges Ringen, ein Suchen, ein quälendes Hindurchwollen — — durch die Mauer der Worte an — das Wesen. — Und wer hindurch kommt, da ist er doch wieder ganz allein … Ich sollte meine Schrift abbrechen und ins Leben gehn und etwas tun, dessen Bedeutung man *sehn*

kann. Oder sollte in die Wüste gehn und nicht wiederkommen ... Ist es möglich, in Worten die Worte abzutun und gegenständlich sein und wirken? — — Wer aber vermöchte, durch die starre Mauer der Worte mit mir zu gehn, bis dahinter an das Wesen, da, wo das Leben still und schweigend und mächtig und gewaltig sich vollzieht, da am Anfang, wo man zwischen den Seelen und Taten und zwischen allem ganz stillen Steigen und Fallen der Säfte wandelt, wo alles Geschehen aus der Tiefe bricht, wo man zwischen Geschehen und Sein wandelt, wie in einem ganz großen Saal zwischen lauter Schlafenden ...

Das Leben ist: — — wie ein botanischer Garten oder wie ein Kirchhof; da hat alles seinen Namen, auf Schildern und Platten Name und Dauer von jedem, und Geburt und Tod, und jeder in einer Wildnis allein, in einer grünen und Blumenwildnis. — Aber das eigentliche — das ist darunter, das ist ganz still und unantastbar, da zerfällt und baut sich auf das Leben, da unten ist das Geschehen, oben sind die Namen und — die Erinnerungen. Unten ist Traumlosigkeit und Tun. Da wachsen unsere

Toten, da ist ohne Wissen von uns das a n d e r e.
Und wir ohne Wissen von diesem anderen.

— — — — — — — — — — — — —

Nun denn, wir versuchen den Schritt — nicht zum Tod, sondern zum Leben, in die Gründe, in den Anfang, zum Kinde.

1. (Der Kinderblick.)

Ich fühl ihn noch — wie damals; er ward einmal
In mir bedeckt. Wovon? Vielleicht ist er
Verschneit von lauter weißer, alter Zeit . . .
Der Kinderblick! — Ist auch das Kind in mir
Verschneit? Es ist so lange her.
Damals
Den Blick aus meinen Kinderaugen weiß ich,
Fühl ich noch. Manchmal noch versuche ich,
So zu blicken . . . Etwa abends
In die Dämmerung . . . Wenn sich das Land verwandelt,
Das Dorf, die Dinge, Menschen — daß man groß
Erschauernd schaut und voller Staunen.

Damals das war — auch so, und noch

Viel staunender, viel weniger wissend und darum
weiser;
Wortlose Schwermut, Trauer unbegriffnen
Und unergriffnen Seins; wie ein Verstehen
Und Wissen alles Nichts der Welt, der Tage.
Oder die Morgen — aus dem Fenster hoch
Ins Grüne, Blühende herabzusehen
Der Gartenbäume — und zu wissen:
Man geht daran vorbei zur Tagesfron
Und -arbeit; — wenn man wiederkommt,
Ist alle Frische, aller Tau verwischt.

Oder die Kinderaugen, die im Spiel
Wie träumend Freude jubeln, Licht hinleuchten.

Mir ahnt das Wortelose aller Weisheit,
Und heute such ich noch einmal das, was ich dort
Und damals war, und was aus meinen Augen mir
Entglitt, entströmte, was die Welt abtastete
Und sie doch nicht verstand —: im Wort zu fassen . . .
In jenem Blick war alles, was man nennt:
Die Tiefe . . . war die Müdigkeit, die Weisheit
Und das Erfahrenhaben von Jahrtausenden.

Wie alt mag meine Seele da gewesen sein,
Die aus den Augen wie aus Fenstern sah,
Wie ein Gefangener aus rundem Kuckloch.

Was heißt denn Kind?
Was heißt denn Jugend? Ist darum
Das Kind unwissender und weisheitloser
Als wir, die zwei Jahrzehnte „älter" sind?

Und jenes Alter einer Kinderseele
Maß niemand aus. — Wie die Jahrtausende,
Wie jeder Tag von den Jahrtausenden
Ganz langsam, tropfend auf die Seele fiel:
(Hinter den Wänden unsers Menschenseins —)
Und unter jedem Tropfen diese Seele
Kühl erschauerte . . .
Wer weiß davon? Und nun im Licht die Seele
(Jedoch umbaut vom Schatten ihres Leibes) sitzt
Und aus dem Kuckloch ihrer Kinderaugen
Ins Lichte, Grüne sieht, o Weltenalter
Im Kinderblick . . . O Wissen alles Lebens,
O Weisheit, die noch schweigt, schon schweigt, und staunt,
Und leise Furcht hat, an die Welt zu tasten.

Ich fühle noch wie damals diesen Blick.

— — — — — — — — — — — — —

Ich sah ihn heute wieder, diesen Blick,
Als ich ein Kind sah vor der Haustür sitzen —
Mit großen Blicken in den Abend sehen
Und leise fröstelnd in die Abendsonne
Des grauen Märztags . . .
Fröstelnd ging ich da vorbei . . .

— — — — — — — — — — — — —

Denn was ist „Kindheit"? Was ist „Jugend" — als
Ein kurzes Stück von einer langen Bahn,
Die vor dem Menschenblick aus Dunklem auftaucht
Und in das Dunkel geht . . . Die Bahn der Seele,
Die Bahn der Herzen und die Bahn des Schicksals
Ist weiter, weltenweiter, und jahrtausendalt.
Wie alt das Leben sei in jedem Blühn,
In jedem Kind — ist schauerndes Geheimnis.
Darum ist doch kein Blühen und kein Kind,
Kein Frühling und kein erster Liebesgruß
Des Glückes ledig — mag die Schwermut auch
Ganz fern wie grauendes Gewölk darüber hängen.

* * *

Wie alt das Leben sei, durch wieviel Tode

Das Leben gehen muß zu seiner Jugend,
Sinnt wohl ein Kinderblick und weiß es nicht.
So laßt uns denken, daß die Jugend sei
Das, dem wir zugehn, das uns kommt, dem wir
Entgegen wachsen — und nicht: was uns war,
Dem wir entglitten, — sondern Zukunft.
Das Paradies sei — nicht der Hain, aus dem
Wir ausgestoßen wurden, sondern, der uns lädt
Hinüber, — daß wir kommen sollen, dort zu sein;
Das, was uns sehnt, ein Kind, und ohne Schwere
Von allem Schicksal der Jahrtausende
Befreit . . . und schwebend wie das Licht.

2.

So spricht der Kinderblick: Ich sinne nach
Vergangenem; ich staune in die Welt; — ich bin
Hineingetan, geworfen und gestellt ins Fremde.

So geht man lange einen Weg im Dunkeln
Und steht auf einmal da im hellen Licht.

So ist der Blick der Seele lang gewandert
In der Verhüllung vieler Leiber, vieler
Jahrhunderte und immer noch nicht — „ich“ —

Bis nun ich mich begreife (oder fühle) hier
Im Frühlingstag und staune in die Welt. —

So spricht der Kinderblick; und weiter spricht er:
Nennt ihr mich „Kind", weil ich ein „Ende" bin, —
Der Ausgang eines langen Wegs, den andere gingen
(Und ich in ihnen, aber eingehüllt
Und schlafend und nicht fühlen, sehen könnend)?

Ist das nun Jugend, daß ich wachsen soll? —
Bin ich ein Anfang, da ich schon so alt? —
Wohl auch ein Anfang — und nicht völlig wissend
Ob Anfang oder Ende m e h r. —

Und sehe hin und fange an zu lieben: —
Die Dinge und das Wachsen um mich her, —
Und fühle in mir kreisendes Beginnen,
Erfühlen und Durchfühlen meines Wachsens,

Und weiß und jauchze auf: ich bin
Ein Samenkorn, ich will mich in die Welt
Legen — und wachsen . . . Einen Frühling lang.

VI.

Nicht nur die Schwermut der Einsamkeit weht durch das Leben hin — sondern auch die Macht des Staunens. — Durch das Leben sage ich, — das ich in reinster Ausprägung beim Kinde finde. Das Kind ist der Mensch, wie sollte es anders sein! Wir Erwachsenen sind auch Menschen, soweit wir Fortsetzungen dieser Kinder sind, die wir waren. Und unser Erwachsensein ist vielleicht nur in seiner „Eigenart" eine Verkümmerung oder Hypertrophie von so manchem, was im Kinde noch im Gleichmaß ist. Im unverbildeten Kinde. Und wo es auch im Kinde von Anfang an nicht in gutem Gleichmaß ist, wird es doch ausgeglichen durch die natürliche und so selbstverständlich egozentrische Lebensart des Kindes (vorausgesetzt, daß man ihm die gestattet, und es nicht den größten Teil des Tages zum Gefangenen der Schulen und Privatstunden und Gouvernanten und der „Arbeit" oder des Erwerbslebens gemacht wird).

Die Schwermut des Einsamseins lebt das Kind in seinem Wachsen, das Staunen — tut es!

Hier ist der Beginn seiner Aktivität, vielleicht auch seiner Rezeptivität. Ich meine nicht einen zeitlichen Beginn, etwa in einem bestimmten Lebensalter oder Lebensstadium, — sondern einen psychologischen Beginn, den Beginn einer Kurve oder einer Tatsache, die immer wiederkehrt, falls das Staunen (besser Staunen können) nicht verkümmert. Bei manchen verkümmert es ja tatsächlich. Dauernd, oder auf Zeit. Bei manchen kommt es wieder, so wie durch Orthopädie verkrümmte oder verkümmerte Glieder wieder richtig wachsen oder funktionieren, arbeiten. So ähnlich. —

Das Staunen ist nicht nur Fähigkeit, sondern auch Tun und Leiden. Ich will einmal sagen: ein Anfang, aus dem Tun und Sein gleichmäßig steigt, das erste Sichtbare oder Fühlbare des Lebens und der Bezugnahme des Lebens auf uns, mich, dich, das Kind. Und mehr: ein geduldiges Einströmenlassen des Lebens außer uns in uns. Es ist so schön, Dinge und Seele und Geist uns füllen zu lassen, ohne Furcht, daß wir darin ertrinken, so ganz hingegeben! Hier ist der Beginn der Liebe, der Lust und der Freude; das Staunen hat das alles in sich, es

ist die elementarste Art fromm zu sein, und das heißt schon, gläubig, liebend, aufnehmend und beginnend und tuend in einem zu sein. Das alles ist im Staunen, in diesem einfachsten organischsten, anfänglichsten „Tun-sein" des Lebens.

Doch ist Staunen nicht ganz Tun, nicht die ganze Aktivität; ist die Grenze davor, der Strich, von dem aus der erste Schritt der Aktivität, des Tuns getan wird. Äußeren wie inneren Tuns. Äußeren, — wie, — das werden wir sehn, — oder vielmehr wir wissen es, wenn wir jemals Kinder arbeiten und spielen sahen. Inneren, das ja vielleicht kaum jemals ganz still steht beim Kind.

Das Staunen besagt, daß alles in Fülle und Saft steht beim Menschen, beim Kind. Besagt: hier ist Fruchtbarkeit und Möglichkeit zu allem, zum Höchsten und Tiefsten. Ist Möglichkeit des Schöpferischen in jeder Gestalt. Keine Nüchternheit und kein altkluges „Verstehen".

Staunen des Kindes sieht einen Schmetterling aus der Puppe schlüpfen, läßt sich erklären, was das ist, hört Namen und Aufeinanderfolge des früheren

Geschehens, das es nicht sah, an, und hört doch nicht auf, zu staunen, trotz Namen und „Wissen". Staunen ist: wie ein Anfang so auch ein Begleitendes durchs Leben, — ein dauernder Beginn, denn wo etwas „gelöst" ward, fängt ein anderes an. — So liegt im Kinde aller Philosophie und Weisheit Ende und Schluß als erste und anfänglichste Erfahrung. Wo eine Frage sich zu lösen scheint, fängt eine andere an. Das Staunen kann immer bleiben, und auch die Freude, die in ihr ist, das große Auge.

Staunen besagt: die Seele ist offen, sie hat Wurzeln und Röhren in sich, dadurch das Wasser steigt und die Seele nährt.

Dem Staunen ist nichts groß und nichts klein, sondern alles in Eigenart und alles seltsam und wert, zu schauen und zu kennen. Daß das „Kennen" nicht das Staunen erledigt und in ein neues Staunen und in eine neue Frage mündet, ist so Glück wie Atemlosigkeit. Das letzte und größte Wunder. Dem Staunen ist alles gleich im Blick: die Maus in der Falle, der Topf auf dem Herd, das Bild an der Wand, der Wagen auf der Straße, die Eidechse im Garten, der Vogel im Baum. —

Ach, warum trennen und herausheben und nennen? Alles ist da, und alles vor dem Auge des Lebens und vor dem Auge des Kindes, das Leben, das ganze Leben. In Fülle und Macht des Eindrucks. Im Freudemachen wie im Schmerzenmachen.

Und der Blick des Kindes hängt daran, wie der Falter an der Blüte; saugt durstig, — staunend. Und hängt am Wort der Menschen, der Lehrer, der Eltern, Spielkameraden und bekannten Erwachsenen nicht minder, wie an der Welt und dem Leben der Dinge. — Da ist die erste fremde Geistigkeit, die sozusagen dinghaft einwirkt, daran das Kind saugt, wie an allem, was ihm nahe kommt. — Es lebt, das heißt, es nährt sich und wächst. Wächst immerzu.

VII.

1.

Dämmerung wogt. Klärt sich zum frühen Dunkel
Späten Oktobertags . . . Leise weht Wind — vor-
bei. — Wie zum Greifen
Nahe das Dunkel und dicht. Am Zaun stehn, ist süß,
Bewegt das Herz — einsam und traurig in all
Dem, was schon verhüllt steht — und doch
Mächtig im Dunkel ragt — Häuser und Bäume,
Mauern und Dämme und Hügel —
Und wie ein Traum, wie Lüge, das Lied der Kinder —
Auf der grauweißen Landstraße — der Kinder, die
noch
Spielen, ehe sie gehn . . . Das Lied, das helle,
Taghelle Lied aus den taghellen Munden, und im
Dunkel
Die kleinen Körper, im Kreis gehend, tanzend und
hüpfend
Wie Schatten, wie Puppen am unsichtbaren Draht.

Ich höre das Lied, die Stimmen. Ich sehe hüpfende,

Spielende kleine Gestalten. Wie ist doch
Alles unverständlich und seltsam! . . Bindend das
Denken; und fremd,
Schreckend fremd. Als hätte ich nie
Gespielt in der Dämmerung eines Oktobertags, als
ich noch Kind war.

Hier beginnt etwas, dessen Namen ich noch
Nicht weiß . . . Ich sehe nur überwältigend
Bilder: spielende Kinder in Dämmerung. Wer jetzt
Teil hätte an irgendeinem Leben im Dunkel.
Am Einschlafen etwa eines Pflänzleins, oder am
Dennoch-aufblühen
Einer ganz späten Rose — oder an den Gedanken
Des großen Baumes, dem sein Laub so ganz gold
ward —
Teilhaben am Kinderspiel — wie würde kühl da
Gehen das Blut in den Adern, und doch heiß der
Sinn. —
Hand und Fuß spielen das Spiel — aber es wär
Nicht anders, als wie
Das Dunkel weht und die Wolke zieht
Und ein Tropfen Tau fällt. — Die Kinder —
Bewegliche Dinge im Abend — sind ganz

Hingegeben dem Leben und denken nicht; sind nur! Ihr Singen
Ist nicht anders, wie ein Blatt rauscht
Und ein Stein fällt
Von der Hauswand vom losen Kalk hinter mir.

Meine Liebe ist tief: zum Leben. Meine Liebe ist einsam.
Wenn ich nun stände mit Wurzeln in der Erde,
Mit der Krone im feuchten tiefhängenden Abend-himmel!
Wenn ich ein Baum wär und nicht so vieles
Unzusammenhaltbares, Verworrenes, Vielfältiges,
Widersprechendes denken müßte — von dem ich nicht weiß:
Wie weit und wie sehr es alles mir eignet. —
Wenn ich ein Baum wär — und dächte nur den einen großen
Gedanken des Baums: — sein Starksein, sein Wachsen,
Seinen einen organischen Baumwachsens- und Sehn-suchtsgedanken. —

Die Kinder spielen noch immer; — ich meine, ich sähe sie leuchten,

So heiß spielen sie — so ganz Kinder ... Man sollte
sich wünschen,
Nie „groß" geworden zu sein! Immer Kind zu sein!
Immer nur denkend, immer nur im Leben, im Sein
den einen Gedanken denkend
(Und nicht bewußt denken): das Kindsein!

— — — — — — — — — — — — —

Sie spielen noch immer. Ich höre das Lied.

So ist alles Leben vor mir und ich im Dunkel,
Ich nie darin. Ich immer am Zaun. Und sehe zu.

So alle Kindheit, so alle Kinder vor Allen,
Und die „alle" sehn zu. Und sehen Kinder im Dämmer
Oder im Tag, (im Morgen, im Nachmittag)
Aber doch immer vor sich, immer als Bild und nie
Als die Teilhabenden ... Als die Gleichen. Sie sind
Alle „erwachsen" ... Das trennt so tief.
Wie hinterm
Meer auf der Himmelwand, wie überm Abgrund
Spielen die Kinder, und ich sage: wie ist das schön!

— — — — — — — — — — — — —

Wenn ich zwischen ihnen mittanzen könnte! Aber
Ich bin groß, ungeschickt, plump; — sie müßten lachen,

Wenn ich mitginge im Kreis, zwischen Lotti und Lilli –
Wenn ich mitspielen wollte, mit Walter und Willi: laufen und jagen.
Ich steh am Zaun und sehe zu, das ist mein Leben.
Das ist mein Sein: zu finden, zu staunen: wie schön
Ist ein Kinderspiel in der Dämmerung und das einfache Lied
Der jungen Stimmen . . .

— — — — — — — — — — — — —

Sie gehen nun heim; – als fühlte ich ihre
Backen und Hände und Herzen dampfen . . .
Wie bin ich leise und still und nur sehnsüchtiger Unruhe voll! –
Da geht Lotti vorbei und nickt durch das Dunkel her
Mit funkelnden Augen, –
Daß mich ein Schreck freut, daß ich nicke und lächle.

2.

Hier ist etwas begonnen, dessen Namen
Ich noch nicht weiß. Mühevoll ist das Suchen
Nach Worten, die sagen sollen das Leben . . .
Sonst sagen Worte nur *ihr* Leben . . . ich aber meine *das* Leben;

Das Leben hinter den Worten. Hier ist etwas begonnen,
Dem ich nachdenken muß, daß ich's vielleicht ereile,
Eh es mir aus den Augen ist. Die Kinder
Sind noch nicht lange gegangen. Nicht länger,
Dünkt mich, als meine Kindheit, — da ich auch so spielte
Und diese Spiele im Dämmer liebte, wie selten wieder
Momente des Lebens. Es lag mir darin
(Als Kind) ein Süßes, das ich kaum wünschte
Zu nennen, da mir's genügte, mit Freunden
Im Abend zu spielen . . . Ach, man kommt nie
Hinter die Dinge — man sucht, man ahnt:
Das Wesen ist nah; — mir ist:
Hier sei eine Pforte nicht ganz
Fest verschlossen — man könnte vielleicht
Eintreten und fände heim in die Kindheit . . .
Aber ich steh nur mit großen Blicken da und sage: wie schön!
Wie schön das Spiel der Kinder im Abend.

3.

Wie Lichter, die im Abend schienen, waren
Die Stimmen aller Mädchen, die da sangen,





So herb wie süß die jungen, hellen, klaren
Und scheuen Klänge — und wie schön durchweht
Vom Duft des Haars und aller frischen Wangen.

Wie lang, wie schön das Lied im Abend steht: —

„Trete ein, trete ein, trete ein in den Kreis
Wer du bist,
Mußt uns sagen, ob du weißt, mußt uns sagen, ob
du weißt:
Wer die Schönste ist . . .“

War das die Pforte, die da offen stand:
Das Lied, die Stimmen, die ins Dunkel sprossen?
Und war im Klang befreiend aufgeschlossen
Nach dem wir suchen mit der Seel und Hand:

Die andere Seel, — das Leben, dem wir nicht
Mehr nahe sind? Und wie die Stimmen schweigen,
Verdunkelt sich mein lauschendes Gesicht —
Es steht der Reigen . . .

„Trete ein, trete ein, trete ein in den Kreis
Wer du bist,

Mußt uns sagen, ob du weißt,
Wer die Schönste ist.“

4.

Es ist genug, sich selber ganz zu leben,
Man ist im Leben neben vielem Leben,
Es ist uns kein Gemeinsames gegeben.

Wir denken uns, so wie ein Baum sich denkt,
Und schenken uns, so wie ein Kind sich schenkt
Der süßen Dämmerung, dem Spiel im Kreis; —
Wir wissen uns nicht mehr, als jedes Kind sich weiß.

— — — — — — — — — — — — —

Es ist uns ein Gemeinsames gegeben:
Stimme aus Leben durch die Zwischenheit ins Leben!
Wie mir im Abend heut die Kinder sangen,
Wie ich sie spielen sah mit heißen Wangen —

Wußt ich, wie tief das Leben sei, wie wunderbar
Verworren, dunkelnd aus dem ersten Sein!
Und doch so leicht und voller Innenschein
Und ganz *sich* gebend und dem Glauben klar!

VIII.

Und nun der Schritt des einsamen und ganz bei sich seienden Menschen, der die Welt mit dem großen Blick des Staunenden betrachtet – zur Tat! Die umfassend ist – nicht in dem, was getan wird, sondern als Tat, Erlebnis. Die Projizierung einer ausbrechenden Kraft auf die Dinge, in den Tag, in „die Welt". Die Brücke von innen und außen, ein scheinbar Greifbares, und darum scheinbar ein Gegensatz zu jenem innerlichen Sein und Geschehn, von dem ich sprach. Aber: nur scheinbar, denn heran reicht in Wahrheit auch niemand an die Tat. Nur daß uns die Schönheit von Leben, an denen wir nicht mehr teilhaben, in den Taten deutlicher wird als sonst. Wo uns die Kraft, in der da getan wird, vielleicht sichtbar wird – nicht in der – „Leistung", nicht im Vollbrachten – sondern in der Intensität des Leistens und Vollbringens. Aber auch dazu ist not ein offenes Auge und Herz.

Wir sind hier immer am Anfang, an den Quellen des Lebens. Da sind weder Maßstäbe noch Werte.

Da ist einfach Betätigung. Eine Welt, in der geschaffen wird — weiter nichts. Ohne Frage und darum auch ohne Antwort, ohne „Denken", was wir Erwachsenen Denken nennen. Ist alles Trieb, ist alles Schöpfung. Aber alles darin eingeschlossen — was wir Denken nennen, auch aller „Wert" und alles „Maß" darin eingeschlossen, aber nur als Proportion und Bedingung der tuenden Kraft. Nicht mehr und nicht anders.

Dies müssen wir erkennen: hier ist der vollendete Mensch, wie im Künstler, wie in der Liebe, wie im Erfinder, wie im Fürsten und Meerfahrer.

Ich sage noch einmal: den vollendeten Menschen meine ich nicht im Hinblick auf das Getane, das Werk, sondern im Hinblick auf das Wesen der Tat, im Hinblick auf „den Geist" des Tuns, im Hinblick auf die Unbekümmertheit und Triebmäßigkeit des Tuns.

Sagen wir Schöpfung. Denn es ist dies alles von Anfang. Wer hier hinsieht, erkennt: — nichts ist Vergangenheit und Lehre der Vergangenheit, sondern alles ist Gegenwart. Und doch transzendental? Ja! Gegenwärtige Transzendentalität. Für uns. Für das tuende Kind aber ein Zuhausesein. Eben weil es hei-

matlos und suchend ist, ein Sucher in den Millionen Möglichkeiten des Lebens und der Welt, darum schafft es sich von Augenblick zu Augenblick seine Heimat und sein Zuhause in seinen Träumen und Taten.

So, wenn es sich im engen Zimmer von aller Umgebung trennt und mit „seinen" Dingen, Puppen und Klötzen einrichtet und ordnend oder verwirrend, aufbauend oder zerstörend lebt, zu ihnen spricht und sie tun läßt, ihnen zuhört und sie seine Kraft fühlen läßt, Schicksale der Dinge und seiner selbst in der mächtigen Intensität des Moments schafft, fühlt, löst, — alles in einem.

So, wenn es in den Höfen, hinter den Häusern der Kleinstadt die verdorrten Zweige der Pfingstbüsche zum Viereck in die Erde steckt und nennt es so „sein" Haus.

So, wenn es im Hof oder Garten „sein" Beet pflanzt mit ein paar Vergißmeinnicht und Maiglöckchen, die es aus dem Walde geholt hat. Und steht davor und lacht, wenn sie „angeschlagen" sind.

So, wenn es im Sand wühlt, Burgen und Häuser baut oder wenn es Löcher gräbt im Garten, oder wenn es sich ein Karussel baut, wenn es sich Säbel

und Lanze macht mit einem Fähnchen daran, um in den „Berg" zu ziehn.

So, wenn es Bleistift oder Farbe nimmt und malt. Oder wenn es an freien Nachmittagen Lieder pfeift, unklaren Glücksgefühls voll.

So, wenn es im Gras liegt und ein Buch liest, und seine ganze heiße und treibende und suchende wollende Seele in dies Buch legt.

So, wenn es am Abend noch allein sitzt, wenn es schon dämmerig geworden ist, und sieht in den Himmel und fühlt atemlos erschreckt und in maßloser Sensation zum ersten Mal das Problem der Unendlichkeit, und mißt mit den Blicken den Himmel und seine Weite und stürmt immer von neuem hinauf und stellt die eine immer wieder kommende Frage: was ist da hinten und – ist's da „alle"? Und wenn's da alle ist, was kommt d a n n? Und so immer von neuem, – bis sein Kopf schmerzt und ihm die ersten Möglichkeiten des Wahnsinns aufgehen . . .

— — — — — — — — — — — — —

So, wenn es all die vielen Nöte seines kleinen großen jungen Lebens vor „Gott" ausbreitet, weil niemand da ist, der dafür Verständnis hätte. So,

wenn es „denkend“, suchend sein Gehirn abmüht, um zu finden, wie man Geld verdiene und die Not wegbringe, in der es lebt: bei seinen Eltern und Geschwistern.

So, wenn es Gott bittet, die kaputte Schiefertafel wieder ganz zu machen, damit's der Vater und der Lehrer nicht merkt. –

— — — — — — — — — — — — —

So auch, wenn es am Tag vorm Feste Bäume an die Straße pflanzt, Birken und Eichenbäume, grün und duftig. So, wenn es hinterm Zapfenstreich geht, und geht als wie im fremden Land. –

— — — — — — — — — — — — —

So auch, wenn es nach den Festen wieder auf den „Alltags“straßen geht, mit einem untergründigen Schmerz im Herzen, und sinnt und sucht, wie man das Leben so schön mache – wie immerwährenden Sonntag . . .

* * *

Das ist Tun und so viel, unendlich viel mehr noch. So viel, was wir gar nicht wissen. Wir können nur auswählend nennen, dessen wir uns erinnern. Es ist aber noch so viel, dessen wir uns nicht erinnern, und so viel noch, dessen wir nie teilhaftig werden können.

Das macht alles Kindertun so gewaltig: die unendliche Mühe, in der all das geschieht, Mühe und Ernsthaftigkeit. Und die nicht hindert, daß ihm alles doch mit so leichter Hand glückt.

* * *

Denn wir wollen „Arbeit" und „Tun" nicht nach Kraft und Verbrauch der Muskeln bemessen, sondern nach der Mühe des Herzens. Und wollen das tatenlose Tun nicht verachten, weil man von ihm kein „Ergebnis" *sieht*!

Das Leben ist so vielfältig, und die Kinder sind so vielartig. So scheinbar ganz Diesseitige, die immer nur tun und tun in Sichtbarem, und dann die fast nur innerlich Tuenden, die Träumer; auch die in beidem groß sind: Tun und Träumen. — Dann die Leidenden, die in die äußeren Nöte des Lebens gepreßt (zwischen unvernünftigen Eltern, Entbehrungen Leibes und der Seele und dem Schulunfug) — die in Schmerzen das Ihre tun, in Schmerzen lachen und sich freuen, in Schmerzen bauen und pflanzen auf Erdfleckchen, die ihnen nicht gehören, spielen mit Spielzeug, das ihnen nicht gehört, Geduldete bei guten Kameraden — einsamer noch als *nötig* wäre.

Und all das als Erscheinungsform nur, mehr nicht. Alles bunt, wirr, chaotisch, daß man nur sagen kann: so ist alles ohne Wert und Maß. Alles nur in Liebe und Haß, ohne Sinn und Ziel. Alles sich vollendend und — vorbei. —

Und dies erkennend muß ich sagen: wer ist, der, dies auch erkennend, wagte zu sagen, was anders sein sollte oder müßte, wer wagte zu sagen, welche Erscheinungsform fehlen könnte im Leben, oder fehlen dürfte, oder fehlen müßte. — Wenn ich zu meiner letzten Besinnung komme, muß ich immer wieder sagen: so ist das Leben, so seh ich es, und ich habe nicht das Bedürfnis, mir etwas anders zu wünschen als es ist. Letzten Endes können wir nichts anderes tun, als das Leben bestätigen.

* * *

Denn wie „gut" alles sei — wer will das wissen? Daß wir gleichwohl täglich unsere Wünsche haben in die Zukunft, das ist etwas für sich und widerstreitet nicht diesem. Denn ich lehre doch nicht die Verneinung und den Stillstand. Ich „lehre" ja überhaupt nichts und suche nur zu begreifen. Und als Begreifender habe ich gesehen: das Entscheidendste

und Tiefste ist immer außer unserer Macht und „über unserer Kraft". Was wir Leben nennen, ist es nur scheinbar. Das wahrhaftige Leben vollzieht sich (nicht nur beim Kinde, sondern überhaupt) unter Tag und verborgen dem Blick. Und ich glaube, da ist alles in Hut, da ist etwas wirksam, das ist weiser als der Mensch mit seinen vielen Gedanken. Da ist etwas ganz in Kraft und ganz in Wirksamkeit und ganz urmächtig. — — So auch beim Kind. Es können unsere Schulen und unsere Unterrichtsweisen so borniert und dumm und brutal sein: — das Letzte und Beste im Kinde — oder ein Rest dieses Letzten und Besten ist unzerstörbar. Das bleibt; und dies Letzte, der Rest, das hat seine Aufgabe und sein Leben, (sein Herz, sein Blut) und tut dennoch das ihm Gemäße.

1.

Vergangenheit war. Und Zukunft will; aber die Gegenwart hat,
Gegenwart ist — von Wort zu Wort, von Tun zu Tun.
Gegenwart ist das „Tatsächliche", alles andere Traum.
Also alles ist nur Tatsächlichkeit
Und Bewußtwerden der Tatsächlichkeit seiner selbst.



Wir sagen: Erkenntnis! Nur daß ich damit
Auch meine das alles, und nicht nur Sichtbares! —
So viel ist an Tiefem, Flüchtigem, Dunklem
Unter der Sichtbarkeit, jenseit der Sichtbarkeit,
Schwer erkennbar, und doch gewaltig und wichtig.

Gegenwart *hat*. In ihr ist beschlossen und wachsend
Alles Beginnende, das auseinanderdrängt,
Schließende Wände des Noch-nicht-wissens; — und wird
Immer neu. — Was wäre, das nicht
Mein eigen wäre in dieser Stunde? — Wir sind nicht
Die „Werdenden", denn wir haben alles von Anfang.
Gegenwart *hat*. Sie ist allmächtig und wird
Sich vollenden zu noch unfaßbarer Schöne.
Zukunft ist abgetan und nicht mehr not, — wo das Leben
Seiner Gegenwart *voll* ist, — wo nicht
Muße der „Zukunft" wartet, daß sie bringe, was sie nicht hat;
(Denn sie ist leer.) Fülle der Gegenwart
Ersehnt sie nicht ... Aber Leere sehnt wohl die Fülle,
Die aber ist Gegenwart ... Und rastloses Glück,

So: wie ein Baum wächst; und eine Amsel hüpft;
Wie ein Wind weht; – eine Woge im Sand
Schlappt und zergeht; – wie ein Kind t u t
Und eine Mutter mit sorgendem Herzen rastlos
„schafft".

— — — — — — — — — — — — —

Wie ein Kind tut – das ist gewaltig und heilig;
Das ist noch kaum gesehene Schönheit, das ist
So atemlos neu, erstaunend leise und tief.
Keines Baums Wachsen ist mir so nah gekommen
Wie Kindertun. – Und ist doch Gleiches. Aber
Alles Menschsein ist uns doch näher,
Näher im Raum, in ahnender Liebe und d a n n in
Erkenntnis,
(Denn das ist anders noch als: in Erkenntnis und
d a n n in Liebe).

Sechzig kleine Mädchen im großen Schulraum in
Bänken, zeichnend
Mit Blei- und Farbstiften auf weißem Papier,
leise, leise
Redend, eine zur andern – und schweigend mit roter
Stirn,
Jede des Werks voll, jede bedenkend

„Ihr“ Bild — ihre Tat tu'nd auf dem Papier und
dann:
Spät und lang die Freude des mühsam Gewordnen!
— Ich stand und ging Bank an Bank, und schwieg
und lächelte,
Nickte, lächelte Dargebrachtem. — Freudig bedenkend,
Was „Schaffen“ sei und wie es einig sei,
Weder gut noch schlecht, weder häßlich noch schön,
Sondern: eins und alles, des Kindes Seele,
Seines Daseins Sichtbarwerden und Fülle,
Fülle und Gegenwart und ohne Wissen von Zukunft
Und Vergangenheit . . . Gegenwart gleitend,
Immer gleitend — währende Gegenwart;
Sausende Linie der Ewigkeit und immer rasend;
Niemals still stehend; und hinterm entflohnen
Punkt drängend die tausende Punkte,
Jagend in Schnelligkeit . . . Was wär noch
Da zu sagen vom unvollkommenen Kind?
Ist denn größere Vollkommenheit als in der Fülle
des Tuns?
Und weil das Tun sich wandelt, mehrt oder mindert,
Und das Sichtbare sich wandelt, das Werk, und
Gewordnes
Deutlicher, klarer wird, ist darum die Seele

Des Kindes „schöner" geworden? Ist darum
Das Kind näher nun Gott und der Vollendung,
Nachdem es „lernte"? Wir wollen erkennen:
Kindsein, Menschsein ist Seins Betätigung,
So oder so — und nicht mehr! — Lernen ist etwas,
Das mühelos wird dem sich Betätigenden
Und also allen . . . Und keine Pflicht zum „lernen"!
Gar nichts sei Pflicht; alles nur: Sein und Tun.
D a n n ist alles in Hut. Dann ist alles bei sich und gut.

— — — — — — — — — — — — —

Sausende Linie der Ewigkeit: O Gegenwart!
Und hinten lassend alles Werk, auf daß
Nichts während sei als — Gegenwart. —

Im späten Abend noch am Fluß im Sand
Die Kinderbauten: Gräben, Wall und Stadt.
Ich stand und sah: das alles war
Nun ausgestorben und verlassen, gleich
Sehr alten Städten, gleich Ruinen, und
Ein Wind lief einsam über alles hin . . .
Ich sprach: dies schuf die Seele, schuf die Tat
Der Seele — und ist „Werk", doch n i ch t die Tat. —
Die Seele ging hinweg (als sie das Ihre
Vollendet sah) — zu neuer Gegenwart.

Das Werk, das blieb, verspült die Woge,
Zertritt der Fuß. — So sucht und schafft die Seele
Sich Raum und wächst und weitet sich und sucht
Zur letzten Klarheit, — lauter Werke
Wie Puppenhüllen lassend und entschwebend.

— — — — — — — — — — — — —

So ehrt die Seele und das Tun, wer nicht
Das Werk mehr anstaunt als einer Seele
Und eines Kindes ernstes Mühn; und hat
Die Ehrfurcht vor dem Wollen und der Kraft.

* * *

Wie klar, wie leicht das Wissen nun, daß alles
Werk sei nur Hülle, drin die Seele sich
Weitete, wuchs — sie schwebt hinweg, in neuen
Werken, die wachsen, wohnend sich zu weiten,
Und immer suchend die Vollendung und das „Ziel“. —
Bleibt drum die Schönheit und Melancholie
Des Werks. —

So rühren alte Dome,
Ruinen, fast zerfallene Tempel und vergess'ne
Lieder an unser Herz. Da ging einst Gott hindurch.
Denn alles Leben, alle Seele, auch des Kindes
Seele, ist: wie Gott schweigend wächst und tut

In tausend Dingen! — — und daraus entschwebt
in neue Dinge.
Wie wär's zu denken also, daß ein Kind
Gott noch **nicht** nahe sei, da doch sein Tun
Und seine Seele Gottes Seele gleicht!
Daß es nicht Worte weiß, die ihn benennen,
Sei uns ein Freuen, da es seiner Kraft
Gleich parallel wächst und sich müht und tut. —
Denn was ein Mensch in Blut und Seele trägt,
Ist aller Worte ledig und so wahr
In ihm, daß alle Worte Lüge wären. So Tun
Des Kindes, mühend ernst und heiß,
Ist nur Betätigung suchenden Seins,
Ist Kindes unbewußter Gottesdienst.

2.

Sehnsucht ist mangelnde Fülle der Gegenwart.
Oder schmerzende Fülle der Gegenwart, eingedämmte,
Der zu tun, zu fließen in Tag, verwehrt ward.
Wie hätte ich sonst
In meiner Kindheit sehnen können?
Denn ich war so allein; und niemand war da, der
mir
Gewiesen hätte Ort und Zeit zu tun,

Zu tun meiner Kraft Dinge, die mir
Innen träumten und sehnten: zu sein . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Aber spät –
Hab ich das Spielzeug der Kindheit wiedergefunden,
Alt und verstaubt; Kasten, Farben und Bücher,
Dominosteine, Mühle und Spieluhr, –
Werkzeug vergessenen Tuns: Hammer und Feile,
Beil und Messer und Bohr. – Ist das nun alles
Ewig vergeblich – da meine Seele aus allem
Sich lange enthob?

3.

Und könnte doch in Freude alles stehn,
In Licht und Tag – wenn nicht so langsam
schwer
Sich alles fügte! – Könnten Fahnen wehn
Über der Kindheit . . . Könnte leuchtend gehn
Der Zug der Tage – wie ein stolzes Heer.

Über der Kindheit sollen Fahnen wehn! –
Es ist kein Herz so groß und feierlich,
Als eines Kindes Blick und Herz, das sich
Dem Leben und den Dingen gibt. – Es stehn

Die Wälder und die Fernen so im Blau, —
Auf allen Wiesen, unterm Hag und Hang,
Glitzert der silbergraue Morgentau . . .

Auf allen Straßen liegt's in Einsamkeit —
Und unberührt von dem Vorübergehn
Der Menschen und der Dinge. Ohne Zeit
Lebt alles sich und läßt sich ganz geschehn. — —

Wenn alles nicht so mühesam und schwer
Sich fügte — wäre Freude viel und gingen
Die Tage wie ein buntes stolzes Heer
Vorbei mit Licht und Tat und lautem Singen.

Über der Kindheit sollten Fahnen wehn,
Wie überm Fest. Wie überm Zug der Treuen
Zur Schlacht. Und singend helles Freuen
Würde von allen Herzen, Lippen gehn.



IX.

Wenn also alles im Leben ist und das Kind in seinem Leben alles hat, was wär dann noch not? Da ist Tun des Kindes, Träumen des Kindes, des Kindes Stimme in einem großen Chor von Stimmen, des Kindes Blick durchkreuzend viele Blicke, des Kindes Hand und tausend, tausend Dinge. Da ist Himmel und Welt, Abend und Morgen, Nacht und Sterne, Sonne und Landschaft, Tier und Menschen und das viele, viele Leben in Straße, Haus, in Werkstätten und auf einsamen Feldern. Alles ist da, es ist da die große Identität des Lebens. Also: was wär not? Die Schule, die Institution, das Buch, die Methode des Lehrers, der Vorgesetzte des Lehrers, der inspiziert, der Pfarrer, der unterweist? Was ist not? Daß man sehe und erkenne! Das Kind und den Leib seiner Seele, den Umkreis seines Seins, das Wesen seines Seins, all sein Gutes und all das auch, was uns bei ihm wehe tun mag. (Vielleicht! Vielleicht auch nicht. Vielleicht erkannten wir noch nicht tief genug.) — Jedenfalls, das erste und einzige, das not ist: Sehen!

Wie soll ein Mensch nicht wachsen, da er doch lebt; wie soll ein Kind nicht lernen, da es schaut und fragt und tut? Was kann denn anders not sein, als daß man treuer Mensch sei zum Menschen, also auch zum Kinde?

* * *

Es gibt nicht etwas in des Kindes Seele und in des Menschen Seele, das sich absondert von allem andern, von Erkennen und Wissen und Fühlen, und heiße „Religion". Es kann nicht anders sein in der Seele des Kindes und der Seele jedes Menschen, als daß alles identisch sei, alles allumhüllt sei von allem. Es ist nicht abgesondert Liebe zu Gott oder Menschen; der Mensch lebt überhaupt in der Liebe — oder nicht. Es ist nicht abgesondert die Sehnsucht nach der Tiefe und der Ferne, nach Gott und dem Wunder von anderer Sehnsucht, sondern der Mensch lebt in der Sehnsucht — — oder nicht. Es ist nicht abgesondert die Ehrfurcht vor diesem oder jenem, es ist nicht abgesondert der Glaube. Der Glaube! Der das Elementare ist, das Anfängliche, der Nerv des Lebens; — — der Mensch kann glauben, oder er lebt nicht. Es ist nicht getrennt der Glaube an Gott,

sondern Glaube ist Glaube — mehr nicht. Und nicht anders. Glaube ist Glaube, und ist die Fähigkeit, zu horchen, zu ahnen — — über sich selbst hinaus. Da hat der Mensch nicht den Wunsch, Maß und Ende zu sein, sondern sucht und findet offene Türe aus sich heraus ins Namenlose und Endelose — — und doch wieder zu sich, zu einer größeren Umspannung seiner Seele.

* * *

So das Kind. Glaubt. Und „wächst". Was also ist not?

Ihm das Seine zu lassen.

Ihm zu geben, dessen es bedarf und dessen es nicht ohne uns teilhaft werden kann.

Daß das ein Wunder sei — wie ein Kind wächst, wie überhaupt etwas wächst, was geht uns das an! Kein Lehrender hat wohl davon gewußt, sonst hätte er nicht gelehrt. Hätte außer sich gestanden und geschaut. Gewartet und leise leise gefragt.

* * *

Wir sind aber die Sklaven unserer eigenen Mäuler geworden. Wo etwas ist und etwas uns erwar-

ter, daß wir stehen bleiben, um zu erkennen und zu wissen, Weisheit zu nehmen von der Straße oder woher — da öffnet sich die Schleuse, und der Gießbach aller Worte fällt und rauscht. Da ist das Wunder fort und alles fort, auch was das Leben täglich hat an Dingen und Geschehen, das uns Neuwissen, Neuerkennen sein könnte. Alles ist fort, der Sturzbach aller Worte aber rauscht und fällt.

Wir wollen leiser werden.

Wir wollen nicht ein jeder sein das Maß von allem. Wir wollen Wartende sein. Wir wollen suchen, zu ermitteln das „Notwendige". Zu ermitteln, was wahrhaft in der Mitte liegt, umhüllt von tausend Meinungen —: das Wesen. Unser und aller. Jeder aber zuerst von sich. —

— — — — — — — — — — — — —

So ist alles Tun am Kinde vergeblich. Niemand schafft dennoch das Kind, als allein es sich. — — Wird es wie ein Land mit ungeheuren Fluten überschwemmt, was soll dann werden als eine große Überschwemmung, und daß es dann hinterher schwerer habe, das Seine zu treiben und zu blühen. — — Gebt ihr ihm Kirche und Lehre, und gar mit Gewalt, was soll es tun, als sich verhüllen, als in seine



Einsamkeit gehen und suchen? Nichts von allem Seienden ist dem andern, was es dir und mir ist. Wie soll einem Kinde Kirche und Lehre etwas sein! Wie können ihm Schule und Lehrer etwas sein, wenn sie nicht sind, was das Leben ihm sonst ist, — — so wie Feld und Garten, Straße und Haus? Wie kann ein Kind etwas anderes sein, als ein Kind, und also: wie kann unsere Aufgabe etwas anderes sein, als das Kind zu sehen und zu wissen!? Zu sehen, daß es lebt und ist, getrennt von uns, so ganz tief und unteilhaft all des Unsern — — in dem Sinne, wie es unser ist, — und doch teilhaft des ganzen Lebens, in dem Sinne, wie es (das Kind) das alles ansieht.

X.

Es gibt das Haus, es gibt die Schule.

Es gibt den Unterricht, es gibt Fächer. Es gibt eine Lehre und ein „Lernen" in „Religion"! Man lernt Worte von Gott und hat Gefühle dabei. Vielleicht! Statt daß man Gott fühlt und versucht, ihn leise und unvollkommen in Worten zu nennen, ohne daß man's besonders wollte. Es gibt das Gesangbuch, das biblische Geschichtsbuch, den Katechismus und die Bibel. Es paßt dazu, daß man für Gott ein Haus gebaut hat. Oder zwei Häuser! Auf dem Platz mit den Linden darum, und zum andernmal hoch oben irgendwo, niemand weiß, wo. — Aber dennoch: die Anbetung geschieht im Geiste und in der Wahrheit, gestern und heute und immer. Was wissen wir davon? Ja, wenn wir still würden! Ja dann! Und manchmal werden wir still. Und wissen manchmal! Oder ahnen wenigstens, — — da wir vorm Wissen scheuen, solange soviel Lehre unserm Eigentlichsten und Wahrsten entgegen steht. Und das sagt: Alles ist eins! Alle Absonderung ist Unsinn.

Wir brauchen weder Kirchen noch Schulen. Aber wo sie sind und wirken, können sie nicht dem Geist Gottes dauernd entgegen. Und wo sie dem Geiste Gottes, der nicht ein Einzelnes und Abgesondertes ist, entgegen sind, da erkennt doch noch das größere Herz, wie auch dies Entgegensein sich einfügt in das Große Geschehn. Und erkennt, daß, wo ein Herz und Hand und Mund sind und tun in einer Kirche, in einer Schule und doch des Gottes voll sind und unabgesondert — — daß da ja alles gut ist, wie es sein möchte ohne Schule und Kirche. —

— — — — — — — — — — — — —

Doch ist die Schule eine Institution, ein Ding zur Abrichtung und Herrichtung! — — Des Menschen? Nein! Denn aller Mensch ist hinterher doch er — — so oder so. (Also —: ein blutend-schmerzhaft Unding ist noch die Schule. Und nichts ist da zu finden, als vielleicht Einzelne. — — Menschen — die sühnen durch ihrer Seele Reinheit . . das Schlimme der Schule.)

Auch gibt es Bücher. Gut, sag ich, gäb es sie, wie es Bäume gibt im Garten oder Wald, und Menschen in den Häusern und in Werkstätten, oder wie Kinder unter sich spielend und redend. So aber gibt es sie nicht. Es gibt die Bücher als Worte, Worte — —

und mehr nicht. Worte, bei denen man denken, fühlen mag — — oder auch nicht, wie's trifft, wie's jeder mag. Denn wer die Worte hat, dem glaubt ein jeder Gefühle und „Kennen" gern.

Müßte es Bücher geben (was ich nicht weiß), dann ohne Lüge! Und nur in der Ermangelung der Menschen und lebendigen Seelen und Herzen und Hirne und Augen und Hände. Bücher als Freude und lauter Wahrheit; und alle Worte in den Büchern ganz aufgesaugt von Wahrheit, von Leben, — — und ganz ein Neues und Gewaltiges, ein Leben neben allem Leben seiend, Kunst, Religion: Seele des Schöpfers und ganz vollkommen. — — —

So aber ist uns die Schule erst noch ein Zorn und eine Scham. Und nicht bloß, weil wir alle an ihr litten, und weil so viele Kinder Jahr zu Jahr an ihr leiden, auch um aller „Großen" willen, die in ihr tun und sind. Und sehen nicht und fühlen nicht und sind so tief getrennt von jedem Kind. Und um solcher Finsternis und Grausamkeit willen soll klingen der Zorn, — — nicht daß wir wehe tun, sondern wachmachen. Aus lauter Liebe. Zu allem und jedem.

„Sie geben uns in unsern Schulen
Schaufensterstücke von vergilbtem Glanz,
Auch Bruch und Ausschuß; unsere Schulen
Sind Trödelkrambewahrer,
Also daß wir kaum
Ein echtes Stück mit frohem Auge sahen;
Denn es lag Rost und Spinnweb drauf,
Auf Aug und Kunstwerk; — unsre Herzen
Verdorrten, unser Hirn ward scharf,
Wie blecherne Messer; durchgekneteten
Kittklumpen, Überkommenheiten
Erweichten Zuckerteigs und eingekerbte Krusten
Des Schimmelbrots zerschnitten wir;
Am ganzen Laib und gutgebackenen
Verbiegen unsere Messer und zerspringen
An Wal- und Haselnuß; äh, unser Aug
Hat graue Wimpern, unser Ohr ist stumpf.

— — — — — — — — — — — — —

Doch Christus? Diesen lernten wir
In idealer Konkurrenz mit Einmaleins und Logaödenreihn
Als Schmieröl; unser Räderwerk
Läuft glatt, und unsre Uhr zeigt zwölf.
Man hat uns aufgezogen und gericht't mit Pflicht,
Und wenn wir groß sind, erben wir die Rechte.
Denn wir sind Söhne einer alten Zeit
— Herzloser Hure, die den Gott verkauft
Und Christus an den Jud und feilen Griechen,
Um schön bemaltes Porzellan aus China, Japan
Und etwas Sittenlehre zwischen Bett und Sofa
Am Tage des Besuchs, herzlose hohle Hure! —
Die sich zu sterben legt, wir knien vor ihrem Bett,

Düpierte, seelbespeichelte Kinder im Schmerz
Und sollen schwören: ihr gehäuftes Hurngut,
Verrostet Eisen, und beschmutztes Gold
Und Mottenteppiche zu hüten, wie sie tat,
Seitdem sie alt war, hih! O Zeit,
Dein Runzelantlitz, wann doch drehst du's
Zur Wand? So stirb doch! Hei, wir wollen
Die Fenster öffnen. Auf den Schutt mit allem
Gerümpel! Laßt den Sausewind
Der blauen Herrgottswelt durch Türen streichen!
Wir wollen unsre Kinder führn ins Freie
Und wollen fröhlich sein, und unsre süße Pflicht
Sei ernst erwogen; wir wollen forschen in uns,
Was ekel sei, wir wollen ganz bedacht sein,
Uns selbst zu Menschen machen, wie des Menschen Sohn;
Wir wollen schämen uns vor uns, auf daß wir nicht
Uns schämen müssen vor dem Kind auf unserm Schoß!!

— — — — — — — — — — — — —

In unserer Schule und Haus der Eltern
Soll Pflicht, die ernste, heißgeliebte Pflicht
Ihr allerbestes tun: dienen wie Christus
Dem Kind, Aposteln und dem Gott. Sagt nicht, daß Ernst
Schrecke ein Kind; Christus war ernst
Und lächelte still im Kreis der Kinder.
Und hat auch Ball gespielt mit Kindern, Pferd und Wagen,
Das wußtet ihr noch nicht? — Ihr habt gemeint:
Er habe einen Haselstock und schwarzgefütterten Rock?
Er sei ein Katechismuslehrer?
Oder ein kranker Mann,
Der „bitte" sagt: „bedauert mich,
Denn meines Leidens müßt' ein Kind erbarmen."

O nein, o nein!
Herr, ist es dein Wille, so schone mein.
Herr, ich befehle mich in deine Hand.
Und noch am Kreuz, einsam mit seinem Gott
Und herzkrampfendem Zweifel
Trug er's aus zwischen Ihm und ihm:
„Mein Gott, mein Gott,
Warum hast du mich verlassen?"

Der Liebe Augen liegen tief,
So abgrundernst;
Die Liebe lächelt wie ein schuldlos Kind."
(Otto zur Linde, Gesammelte Werke Bd. 5.)

XI.

Eigentlich ist nichts mehr zu sagen.
Rede ich vergeblich?
Mancher mag denken, ich sei verworren.
Das macht nichts aus.
Programme sind für Unmündige.
Ich möchte reden für reife Herzen.

— — — — — — — — — — — — —

Lieber sänge ich. Lieber sagt ich ein Lied.

Manchmal bin ich beruhigt und sage: Ein jedes Kind ist in Hut, ein jedes Kind ist bei sich und weise. Jedes hat die Weisheit seines jungen Leibes, seiner ahnungsvollen Seele.

Also, es ist in Hut, trotz aller Schule — trotz alles Unverstandenseins bei so vielen, die um es sind.

Aber manchmal ist die heiße Angst in mir:

Wie so vergeblich und so zwecklos unsinnig weh tut Mensch zu Mensch, der Erwachsene dem Kinde, — weil ihm genommen wird, zerstört wird, weil unerkannt bleibt sein Kinderrecht. —

Sein heiliges: sich selbst zu erfüllen.

Wo das Kind in einem Organischen steht – fühlt es sich noch irgendwie am Platze, also: im Hause, im Kreise der Freunde, neben den Dingen im Garten, in der Einsamkeit, in Winkeln an Hecken, am Wasser ...

Aber die Schule ist ihm kein Organisches, oder doch selten. Eher eine Furcht. Ein Ungernes, ein Ungemäßes.

Da aber beginnt mein Wunsch, und wohl unser aller Wunsch: daß die Schule eine Freude werde, ein Organisches, nicht Institution, sondern eine Lebensselbstverständlichkeit, in der dem Kinde Selbstverständliches wird: Erfüllung seines Suchens, – seines Suchens nach Dingen und dem Kennen der Dinge, nach Liebe, Verständnis seiner selbst.

Wann die Schule aber das leisten wird, weiß niemand.

— — — — — — — — — — — — —

Aber das Haus leistet mehr. Wenn nicht immer; aber doch oft. Und selbst wo es das nicht leistet, leistet's doch in Andeutungen. Embryonal. Denn

nicht durchaus ist das Kind bei den Seinen deplaziert, — wie meist in der Schule. Es findet eher Verständnis — (etwas eher). — Es findet Einfügen — Zusammenstehen einer Gemeinschaft — und also fügt es sich ein und nimmt teil.

Dabei mag es seine Einsamkeit haben und behalten, — es hat sie und behält sie. —

Und dann: es gibt das nahezu Vollkommene schon, da, dort — : bei Menschen, die ihren Kindern Kameraden und Freunde sind.

— — — — — — — — — — — — —

Es ist so wenig not, ein ganz Winziges. Ein wenig Liebe.

Da geht auf Auge und Ohr und Herz — nicht für alles, was das Kind ist (wir kommen nie ganz einer zum andern) — aber für etliches doch und annähernd!

Sodaß das Kind sich leben darf und auch ein wenig sichtbar wird: seine Religion. Und die nenne ich seine große, ganz zusammenhängende, ungeteilte Seele . . . Nicht aber ein Einzelnes, nicht ein Gebet, nicht ein einzelnes abgesondertes Fühlen von

Gott oder Christus, nicht ein Gelerntes von Gesangbuch und Katechismus; sondern: sein Wesen, das auch ohne alle Worte bekennt, gibt, offenbart: Staunen, Glauben, träumendes Sein und wachendes Tun. –

XII.

Es offenbart sein Wesen, also auch das, was uns wehe tut.

Der Besten viele bedenken das, fühlen es schmerzhaft, ernst; – und weise es auslöschend – des Kindes Untreu-sein und Leicht-vergessen. Des Kindes heißes Häßlich-sein, Höhnen-können den Hilflosen; – ichsüchtiges, undankbares, heißes Nehmen. Bei allen nicht. Bei vielen.

Ich war wohl der Ichsucht bar als Kind. Ich kannte vielleicht nur den Neid, der aber sich schon gewandelt hatte zum blutenden Herzen. Das war nicht Neid, nur Wunsch nach Weite. –

Die Häßlichkeit, Spott gegen andere, gegen das Unglück anderer; Mitleidlosigkeit und Grausamkeit gegen Hilflose – und meist seelisch Hilflose – fast Bosheit möcht ich's nennen. Und Untreue. Die Vergeßlichkeit gegen gütig und liebe Teilnehmende, nachdem sie gingen. –

— — — — — — — — — — — — —

Aber vielleicht ist alles recht so (bei allen findet

sich's ja nicht). Vielleicht sind wir noch nicht dem Kinde so nah — wie es wohl möglich wäre. Vielleicht auch müssen wir nur l e r n e n, Kinder-Nahe zu sein. — Vielleicht, daß wir dann sehen und erkennen: das Kind i s t so — und darum soll das Wünschen schweigen.

Haß unter Kindern — wohl auch das! Es sei! Mitleidloses Verhöhnen: Kind zu Kind. Kind zum Erwachsenen. — Es sei zugegeben und damit ausgelöscht. Darum sei doch dem Kind das Seine gelassen: das Recht auf sich, auf sein Wesen, auf sein Wachsen und Unverbildetsein.

Ausgelöscht sei im größeren Verstehen aller Haß und alle Häßlichkeit — als: die Beladenheit mit u n s e r e r Schuld, mit unserm „Schorf der Seele", — und wir wollen uns mühen um Kinder ohne Gewalt: als treuer Mensch zu Mensch, und d a m i t b a n n e n d: das Häßliche. — In grenzenloser Klarheit und ganzem Verständnis unsers Lebens lösche alles Trübe! —

XIII.

1. Will ein Kind reden mit dir von Gott (woher es seinen Namen hat, ist weder meine noch deine Sache zu lösen; zwinge du ihn ihm nicht auf!): so rede mit ihm. Will es über einen Kieselstein mit dir reden, so tue das ebenso und denke nicht, daß es darum weniger gottnahe sei.

2. Kinder sind Gott-nächste ... Es ist lächerlich zu meinen: Katechismusfragen oder schlechte Gesangbuchlyrik „pflanze" ihm etwas ein von dem, das es aus dem Grunde durch sein Wesen offenbart. Ehrfurcht vor dem Kind als Selbstverständlichkeit des Lebens und des Menschen, soweit als jedem ehrlichen Menschen und Sucher sie dargebracht werden muß. Das Kind aber ist ehrlicher Sucher, wenn es nicht schon allzusehr unter unkeuschen Erwachsenenhänden gelitten hat. – Es ist nicht meine Sache, das zu beweisen, sondern eure, es zu erkennen.

3. Das Beste, was ein Mensch einmal haben wird und haben kann – kann ihm nicht gegeben werden, auch dem Kind nicht, – das bringt jeder Mensch

aus sich zum Aufblühn. Pläne und Pensen sind Nebensache. Not ist nur eines: liebes Neben-dem-Kinde-sein (ohne Leutseligkeit, ohne Herablassung) — mit ihm staunen können, mit ihm denken können: ob es nun über die Unendlichkeit sei oder das Geheimnis des Himmels, oder über ein Automobil oder eine Schnecke am Feldweg.

4. Denn Gott ist größer, Gott ist dem Leben näher, als wir meinen. Und hat mehr Namen, als wir wissen.

5. Es steht nicht zur Frage Monotheismus oder Monismus oder Pantheismus oder Polytheismus — sondern: das Leben, und im Leben das Kind, und in jedem einzelnen Kinde sein spezielles Denken, Fühlen, Tun. — Großzügige Intuition der Erwachsenen kann da immer mit; und wird dem Kind tief-sinnig Freund sein.

6. Aber die Einsamkeit deiner und des Kindes wird immer sein. Aber es soll sie niemand mehr schmerzen.

7. Das umfassende Wort (Otto zur Linde, Charon 1905):

„Heiliges Kinderrecht: Erkenntnis ist göttlich
Und nimmer vom Gehirn! Und zweites Kinderrecht:

Vollkommen ist ein Kind und Mann, jedes für sich! —
Ich aber schrie hinaus in meines Herzens Inbrunst
lang:
Der Schöpfer ist der Diener und stirbt gern seinem
Geschöpf.
So Gott als Sohn sich selbst, so Eltern dem Kind,
So Liebende der Liebsten und ein jeder sei-
nem Werk.
Dies ist süße Pflicht. Eine andere Pflicht ist nicht.
Auch keines Pflicht an mir, doch aller für alle.
Also sind wir ein großer Bund. Und wir hier, wenige,
Große Bauer am Werk sind ein enger Bund.
Glaubt ihr den Sängern nicht und nimmer den
Sehern,
Es werden Lenker legen wohlgefügtes Joch auf
euch, —
In Christi Namen adlig Menschentum."

XIV.

Und dann —: ist alles klar ... man wird ganz leise. —
Wie ward das Leben einfach; — im Geschehen
Der Gleitetage wie so offenbar
Und überzeugend wahr — und weise ...

Das Leben hat alles Notwendige
In sich, in dir, in jedem Mann und Kind,
In jedem Weib, in jedem Ding und jedem
Vorübergehn vor aufgetanem Blick.

Die Abende: — bis hin um Mitternacht,
Kühl und umrauscht von schwerem Sommerlaub,
Das schwarz und schreckend fremd mich deckte
Und mich umhing — dadurch ein Atem ging,
Woher? Ich war ein Kind in einer Nacht,
Und was ich da Vergessenes gedacht,
War mein, schauerndes Einsamsein und — Glück.

Oder die Morgen: — Sonnenlicht im Grün
Vorm Vaterhause. — Oder die Dämmerung
Vor Feiertag: — ein letzter Glockenschwung ...
Und morgen — werden alle Herzen blühn.

Auch: da mein Herz gepreßt von Qual,
Von andrer Weh — und meiner Lieben Weh . . .
Auch: da es litt. Ein Tröpflein Blut fiel mit
Verschämter Träne . . . und ich stahl
Mich in die Einsamkeit — und baute meinen Traum. —

Man hebt nur auf aus alles Lebens Stunden,
Was man gebraucht; was Seele nötig hat
Zu leben; essen; träumen; zu gesunden.
Wir leben, essen, träumen, werden satt —
— — Und haben auch das Ewige gefunden:

Weisheit und Güte-Glück, in einem Leid,
In einer Wirrnis, einer Schönheit, einer
Zerquälten Stunde, einem Dämmerweinen,
In einer Liebe. — Die ward Einsamkeit . . .

Ich sage nicht mehr „Gott". Ich sage „Leben"
Und „Mensch" und „Kind". Alles ist uns gegeben
Von ihm, der alles gibt — und der verschwendet
Die Fülle seiner aus den dunklen Händen . . .

Nicht Schule —: Liebe! Und nicht Worte —: Schwei-
gen!
Und Ehrfurcht vor der Kraft in jedem Kind,

Das Seine hat es, wann es träumt und schafft,
Sich leise sagt und wir ihm nahe sind —

Und ernsthaft horchend unsre Seelen neigen.

Epilog

1.

Daß ich die Worte zu euch allen fände
Und stäk sie euch wie Schlüssel in das Herz!
Tut auf das Herz
Und legt die Augen still in eure Hände:

Zur Traumbesinnung. Hört dem fernen Wort,
Das wie ein Sternlicht durch Jahrtausendzeiten
Ging: Bis zu euch. Es ist Zeit, zu bereiten
Den Geist der Größe! Daß er nicht verdorrt,

Gebt ihn den Nächten! Taucht ihn in die Meere!
Dem nächtelangen Regen neig er sich –
Lege Gewande ab . . . begehre
Das Innenlicht.

Und sieh, der Traum, der allen innen lebt,
Heißt „Kind“ – heißt Gott, ihr hört den Einen
sprechen:
„So ihr nicht Kinder werdet, gibt
Es keinen Himmel . . .“ Die ihr bautet, brechen:

Die starren Mauern der Gefangenschaft
Um des Erwachsenseins Verkommenheiten,
Wenn eure Sehnsucht aus der toten Haft
Zu schreiten wagt.

— — — — — — — — — — — — —

Ihr meint das Kind, und alle Kinder meinen
Sich selber; und ihr meint euch selber, und
Die eine Liebe, und das eine Glück, den einen
Gott, den ihr sehntet — meint die Freude, und

Meint, was ihr seid; nur daß ihr es vergaßt . . .
So aber hört durch die Jahrtausendzeiten
Das Wort des E i n e n bis ins Herz euch schreiten,
Und laßt
Es glühn . . . Denn er meint euch und meint das Kind
Und meint sich selbst — Und eines Urbeginnes
Sehnen —: in euch, in dem die Tiefen sind
Des Traums, des Wissens und des wahrsten Sinnes

Zur Reife unseres Seins und alles Seins —
Auf daß wir gehn den Weg, den wir schon gehn,
Daß wir in Wahrheit und als Kinder (nicht verstehn,
Doch leben): wir sind Welt und gut und eins. —

2.

So ist ein Sehnen euch zum Fest gebracht
Und ein Symbol, das euch vergessen macht
Euer Erwachsensein, und das euch leise
Führt auf die lebenslange Heimatreise.

Führt auf die lebenslange Heimatreise,
Bis in die Kindheit, wo ihr wieder leise
Zu sein wagt, was ihr ehe wart, bevor
Sich euer Herz in blinden Traum verlor.

Sich euer Herz in blinden Traum verlor. — —
Nun steht ihr wieder vor dem alten Tor;
Das tut sich auf, ihr geht hinein und seid
Wie frühe wieder ohne Raum und Zeit.

Wie frühe wieder ohne Raum und Zeit. — —
(Ein Märchen-leben); tragt des Gottes Kleid,
Tragt alles Wissen blühend auf den Händen
Der Güte und des Glücks im Sich-vollenden . . .

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt


Princeton University Library
32101 066462621

